

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Straßburger neueste Nachrichten. Hauptausgabe. 1940-1944 1943

26.1.1943 (No. 26)

NEUESTE NACHRICHTEN

AMTLICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP.



REGIERUNGSANZEIGER FÜR DAS ELSASS

Verlag: Oberhelmscher Gauverlag und Druckerei GmbH, Straßburg, Blauwolkengasse 17/19. Fernruf für Orts- u. Ferngespräche: 259 00 bis 259 04. Postcheckkonto: Straßburg Nr. 159 78. Die 'Straßburger Neueste Nachrichten' erscheinen 7mal wöchentlich als Morgenzeitung.

Dienstag, 26. Januar

Bezugspreis: Durch unsere örtlichen Vertriebsstellen monatlich 1,90 RM. zuzügl. 30 Rpf. Trägerlohn. Durch die Post zugestellt monatl. 2,20 RM. zuzügl. 42 Rpf. Zustellungsgebühren. Einzelpreis: wochentags 10 Rpf., sonntags 15 Rpf. Anzeigenschluß 15 Uhr am Vortage des Erscheinens.

Sind wir ihrer Größe würdig?

Strassburg, 26. Januar. In Stalingrad heftet die 6. Armee in heldenhaftem und aufopferndem Kampf gegen erdrückende Übermacht unsterbliche Ehre an ihre Fahnen...

Die Helden von Stalingrad fordern für jeden Meter Boden höchsten Blutzoll

Verbissene Abwehr der Igelstellungen in der bolschewistischen Brandung Wütender artilleristischer Masseneinsatz der Sowjets

Berlin, 26. Januar. Die Lage in Stalingrad hat sich durch den neuen erbitterten Ansturm der Bolschewisten von Norden nach Westen, bei dem der Feind mit starken Kräften die westliche Front weiter eindrücken konnte...

Nahkampf zur nächsten Igelstellung durch, um von dort aus den Feind von neuem anzupacken. So wie diese Grenadiere ringen alle unsere Soldaten um jedes Stück des blutgetränkten Bodens...

Tripolis - Stalingrad

Von Dr. Ludwig Grösser. Straßburg, 26. Januar. Aus dem mächtigen Ringen, in das die Achsenmächte an der langgestreckten Ostfront und im afrikanischen Vorfeld des Kontinents verwickelt sind...

Es gibt nur zwei Möglichkeiten für Europa: Sieg oder Bolschewismus

sich selbst gestellt, einmalige soldatische Leistungen vollbringen und deren seelische Haltung durch nichts zu erschüttern ist. Leuchtendes Beispiel besten deutschen Soldatentums...

Der heroische Kampf der 6. Armee

Gegenangriff zwischen Manytsch und Don - Woronesch geräumt. Aus dem Führerhauptquartier, 25. Januar 1943. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: Die Abwehrschlacht im Osten geht weiter...

Churchill trifft sich erneut mit Roosevelt

Besprechungen über koordinierte Kriegführung der Alliierten noch in diesem Jahre. Lissabon, 26. Januar. Nach zuverlässigen Nachrichten ist Churchill vor einigen Tagen zu einem Zusammentreffen mit Roosevelt von London abgereist...

Britischer Abgeordneter fordert Libyen als Judenasyll

Zum Aufbau einer Wohlstandssphäre - Entrüstung in Rom. Stockholm, 26. Januar. Die Londoner 'Times' veröffentlichte soeben einen von dem Parlamentsmitglied, Sir John Wardlaw-Milne, an das Blatt gerichteten Brief...

Churchill trifft sich erneut mit Roosevelt

Besprechungen über koordinierte Kriegführung der Alliierten noch in diesem Jahre. Lissabon, 26. Januar. Nach zuverlässigen Nachrichten ist Churchill vor einigen Tagen zu einem Zusammentreffen mit Roosevelt von London abgereist...

Kriegsbericht bei Dr. Goebbels. Reichsminister Dr. Goebbels empfing gestern Kriegsbericht der Propaganda-Kompanien, die aus allen Teilen der Front zu einem Lehrgang in Potsdam zusammengezogen sind.

historischen Vergangenheit ebenbürtig ist. Entrüstet nimmt man in Italien diese britische Anmaßung zur Kenntnis. Diese Gebiete, die erst durch jahrzehntelange italienische Kolonisationsarbeit ihren neuen Charakter verdanken...

B.M.

handelt sich hierbei durchaus nicht um das Festhalten eines gewissen bisherigen Kampfgebietes oder eines bestimmten Punktes. Wichtig ist vielmehr, den Gegner weder in der bisherigen Position noch in einer anderen, neu geschaffenen, zum Zuge kommen zu lassen. Noch wichtiger aber ist es, ihn im Verlauf lang andauernder Kämpfe so sehr zu binden und zu schwächen, daß er eine längere Pause braucht, um sich auch nur einigermaßen wieder zu erholen. Nach dieser Richtung werden die Kämpfe im Osten geführt.

Auch Moskau, das sich seit Monaten bemüht, von der deutschen Kriegführung zu lernen und das am eigenen Leib Erfahrene sofort in die Praxis umzusetzen, hat ein ähnliches Programm für seine Kriegführung aufgestellt. Wenigstens erklärt das Sowjetoberkommando, es sei die Absicht der sowjetischen Heeresleitung, möglichst große Mengen deutschen Kriegsmaterials zu vernichten. Deshalb setzt die Moskauer Heeresleitung auch alle nur verfügbaren Reserven an Menschen und Material ein, um den tief im sowjetischen Hinterland stehenden Gegner möglichst zurückzudrängen und zu schwächen. Deshalb die gewaltigen Menschenmassen, das geballte Material, das die Sowjets an einigen Brennpunkten der Front in den Kampf werfen. Und doch hat es trotz der unerhörten Schwere dieser Kämpfe nicht den Anschein, als ob Moskau die Absicht gälte, in diesem Zusammenhang aus deutschen militärischen Kreisen zu hören, daß die Frage der Materialvernichtung ebenso wie jene der Menschenopfer auch schon im vergangenen Winter der Hauptprogrammteil der sowjetischen Winteroffensive war. Auch damals habe Moskau dieses Ziel nicht erreicht. Die deutsche Heeresführung habe damals keine neue Divisionen und kein neues Material eingesetzt, wenn dies auch verschiedentlich Wunsch der Front gewesen sei. Das große Vertrauen der deutschen Führung zur kämpfenden Front habe sich vielmehr bewährt, und das neue Kriegsmaterial habe in den Händen der neuen Truppen den Erfolg der Sommeroffensive garantiert. Auch diesen Winter werde nach dieser Taktik äußerster Sparsamkeit verfahren und es werde sich bestimmt im Frühjahr oder Sommer zeigen, wie weit die durch ihre übermäßigen Kraftanstrengungen in Mitleidenschaft gezogene, sowjetische Armee noch in der Lage sei, den völlig neuen deutschen Armeen Widerstand zu leisten.

In diesem größeren Zusammenhang gesehen bedeutet Stalingrad zwar eine für die Achse schmerzliche Berührung durch das Geschick, aber keine kriegsentscheidende Station. Im Gegenteil, der heldenhafte Widerstand der deutschen und rumänischen Kämpfer, die dort, ganz allein auf sich selbst gestellt, die brandenden Sowjetwellen immer wieder zurückschlagen, bedeuten bis zum Augenblick einen heftigen Bremsklotz im Flusse der geplanten Sowjetanstrengungen. So lange diese 6. Armee kämpft, wirkt sie als hemmende Funktion in der Flanke des Gegners. Wie sehr selbst gewisse Briten diese Lage an der Ostfront begriffen haben, geht aus einigen Bemerkungen der englischen Zeitung »Spectator« hervor, in denen offen die Erwartung ausgesprochen wird, daß Deutschland im Frühjahr im Osten erneut zur Offensive übergehen werde, weil es die Kraft be-

sitze, Verluste, die es in diesem Winter habe, wieder zu ersetzen. Die gleiche Frage nach dem Sinne der militärischen Vorgänge erhebt sich aber auch an der nordafrikanischen Front. Bedeutet hier die Aufgabe von Tripolis, von einem höheren Gesichtskreis gesehen, wirklich einen Verlust für die Achse oder können nicht gerade strategische Erwägungen den weiteren Rückzug Rommels notwendig gemacht haben? Auch zu dieser Frage liegen militärische Stellungnahmen vor und auch hier erfahren wir, daß die Zurückverlegung der deutsch-italienischen Stellungen auf die tunesische Grenze nichts an-

„Ueber jede Vorstellung menschlicher Widerstandskraft“

Europa blickt in Bewunderung auf die Heldenkämpfer von Stalingrad — Das Fanal für 1943

Berlin, 26. Januar. Die gesamte europäische Presse steht seit Tagen völlig im Banne der heldenhaften Abwehrkämpfe der deutschen Truppen, die sich mit besonderer Heftigkeit im Viereck Woronesch—Stalingrad—Mosdok—Tuapse abspielen. Im Mittelpunkt aller Erörterungen steht die Feststellung, daß die Verteidiger von Stalingrad alle Vorstellungen von Möglichkeiten des menschlichen Widerstandswillens in den Schatten gestellt haben. Was jeder einzelne dieser deutschen Soldaten, völlig auf sich selbst gestellt, gegen eine erdrückende Uebermacht von Menschen und Material seit vielen Wochen leistet, das konnte, wie z. B. die italienische Presse beurteilt, niemand erwarten, niemand fordern, selbst wenn man die größten Hel-

denlieder der Kriegsgeschichte als Vorbild nehmen wollte. Die wahre Größe des Opfers wird aber erst dann für alle sichtbar werden, wenn einmal von Einzelheiten dieses unvorstellbar schweren Kampfes berichtet werden wird.

In Italien, in Spanien, in Rumänien und in anderen verbündeten Ländern treten bei diesen Betrachtungen militärische Wertungen und Kalkulationen über die Auswirkungen der großen Schlacht gegenüber der Tatsache in den Hintergrund, daß sich dort ein Kampfgeist offenbart, der der erste Garant für den Endsieg sein wird. Selbst bei den Feinden ringt sich der Erkenntnis durch, daß ein Volk, das solche Kämpfer hervorbringt, sich nicht besiegen läßt.

Dieses Echo von Stalingrad ist selbst

über den großen Ozean gedrungen, wo der ehemalige Präsident Hoover in der »Prensa« einen Artikel veröffentlicht, in dem er über die überragende Bedeutung der Haltung eines ganzen Volkes im Kriege schreibt. »Die Amerikaner erkennen, daß das deutsche Volk in diesem Kriege eine einzige Kampfgemeinschaft ist. Diesem Umstand komme, wie Hoover ausführt, große Bedeutung zu, die für den Ausgang des Krieges entscheidend sein könne. Eine schwache innerpolitische Front könne zur Auflösung auch der militärischen Schlagkraft eines Landes führen. Das beste Beispiel hierfür sei das Deutschland des Jahres 1918. Der totale Krieg tobe nicht nur zwischen den bewaffneten Krieger, sondern auch zwischen der Zivilbevölkerung der kriegführenden Mächte. Wille und Widerstandswille des einzelnen sei mehr denn je ausschlaggebend.

Wenn nun die englische und amerikanische Presse in Zusammenhang mit einem in Washington tagenden Kriegsrat schreibt, daß das Jahr 1943 das Jahr der Entscheidung werde, dann können unsere Feinde die Gewißheit haben, daß alle Kämpfe, die in dieser Zeit notwendig sein werden, von deutschen Volk sowohl an der militärischen wie an der inneren Front in dem unbesiegbaren Geist der Helden von Stalingrad geführt werden. Wenn man sich heute in den USA und in England bemüht, eine geschlossene Front zu schaffen, dann können wir auf Grund des Echos das die Schlacht bei Stalingrad im deutschen Volke findet, versichern, daß die deutsche innere Front zu einer eisernen Gemeinschaft geworden ist, die ebensowenig übertroufen werden kann, wie das Heldentum unserer Soldaten an der Wolga.

52 Tage lang ungeheurer Uebermacht standgehalten

Das hohe Heldenlied der Kämpfer von Welikije Luki

Berlin, 26. Januar. In der im Laufe der Kämpfe völlig zerschossenen Stadt Welikije Luki haben schwache deutsche Kräfte, Grenadiere und Kanoniere, Pioniere, Nachrichten Soldaten, Sicherheits- und Bautrupps sowie Angehörige der Versorgungsgruppe 52 Tage lang völlig eingeschlossen dem mit ungeheurer Uebermacht von allen Seiten anstürmenden Feind in Kämpfen von beispielloser Härte äußersten Widerstand geleistet.

Die Bolschewisten griffen mit drei Schützen divisionen, Teilen einer weiteren Division und Panzerbrigaden an. Außer der zu diesen Verbänden gehörenden Artillerie hatten sie rings um die Stadt noch mehr als 35 weitere Batterien aufgeföhrt. Trotz schwierigster Versorgungslage und zunehmendem Mangel an Munition und Verpflegung haben die Männer in härtestem Ringen mehr als sieben Wochen lang

Tag für Tag den Angriffen des an dieser Stelle zahlenmäßig vielfach überlegenen Gegners bis zur letzten Patrone getrotzt. Sie haben den Feind bezwungen und sich in verlustreichen Ringen von Stützpunkt zu Stützpunkt, von Haus zu Haus durchgekämpft. Viele von ihnen haben dem Fahnenidee getreu ihren Auftrag bis zum Tode erfüllt. Die blutigen Verluste, die sie den Sowjets zufügten, betragen das Mehrfache ihrer eigenen Stärke.

Ein erheblicher Teil der Besatzung konnte sich am 16. Januar, nachdem die letzte Granate und nahezu die letzten Patronen verschossen waren, nach Westen durchschlagen und sich mit einer zu ihrer Entsetzung vorstößenden deutschen Kräftegruppe vereinen. Andere Teile haben sich selbständig durch die feindlichen Stellungen durchgeschlagen und sind nach abenteuerlichen Schicksalen ebenfalls bei den deutschen Linien angefangt.

Amerikaner bleiben in der Etappe

Erklärungen französischer Soldaten

Vichy, 26. Januar. Ueber das Verhalten der Amerikaner in Französisch-Nordafrika sind Aussagen bezeichnend, die von französischen Soldaten gemacht wurden, die auf Grund der Führerentscheidung nicht als Kriegsgefangene behandelt werden, sondern nach Frankreich zurückkehren durften. Fremdenlegationäre, die mit dem vierten Transport dieser Soldaten jetzt nach Frankreich zurückgekehrt sind, erzählen beispielsweise, daß General Giraud den Offizieren

neues amerikanisches Kriegsmaterial versprochen hätte. Sie hätten jedoch gegen die Deutschen in Tunesien mit ihren alten französischen Waffen von 1939 kämpfen müssen. Während die Franzosen kämpften, seien die Amerikaner in der rückwärtigen Steppe verblieben. »Sie betrachteten uns«, so erklärte einer der Franzosen, »als gewöhnliches Kanonenfutter.«

Neuen Meldungen zufolge sollen wieder neue Jahresklassen einberufen werden. So wird aus Rabat gemeldet, daß alle französischen Reservisten in Nordafrika, die der Jahresklasse 1923 angehören, sich unverzüglich zu ihrer Einheit zu begeben haben.

Planmäßige Bewegung nach der neuen Stellung

Großer Feinddampfer aus Geleitzug in algerischen Gewässern versenkt

Rom, 26. Januar. Der italienische Wehrmachtbericht hat folgenden Wortlaut: In West-Tripolitanien beschränkte Tätigkeit zwischen vorgeschobenen feindlichen Abteilungen und unseren Nachhutseinheiten. Unsere Bewegungen nach der neuen Stellung gehen planmäßig weiter. Bomberformationen greifen Hafen und Flugplatz von Tobruk heftig an und riefen größere Brände hervor. Oertliche Gefechte an verschiedenen Abschnitten des tunesischen Sektors endeten zugunsten der Achsentruppen. Eine Spitfire wurde von deutschen Jägern abgeschossen.

Die feindliche Luftwaffe warf einige Bomben auf die Außenbezirke von Palermo und Porto Empedocle ab. Am zuerst genannten Ort kein Schaden. In

Hafen Tschittagong zerstört

Tokio, 26. Januar

Die vorliegenden Frontberichte bestätigen nunmehr auch von japanischer Seite die Meldungen, wonach am 22. und 23. Januar starke Einheiten der japanischen Luftwaffe in mehrfachen Einsatz Tag und Nacht die feindlichen Stützpunkte Tschittagong und Feni an der indisch-burmesischen Grenze angriffen. Tschittagong sei, wie die Berichte besagen, seit jüngster Zeit eine wichtige Basis für die gegnerische Aktion in diesem Grenzgebiet. Durch Bomben schwersten Kalibers seien die Hafenanlagen von Tschittagong fast völlig zerstört worden; auch auf dem Flugplatz seien Brände ausgebrochen. Bei einem Gegenangriff der Engländer auf japanische Stellungen, im Grenzgebiet, wurden vier von sechs feindlichen Jägern vom Typ Hurricane durch Flak abgeschossen. Der Führer dieses Verbandes, ein englischer Hauptmann, geriet in Gefangenschaft.

Indischer Unabhängigkeitstag

Bangkok, 26. Januar

In Bangkok finden am Dienstag aus Anlaß des indischen Unabhängigkeitstages verschiedene Feierlichkeiten statt. Nach einer feierlichen Flaggenhissung wird eine Botschaft des Präsidenten der indischen Unabhängigkeitliga in Ostasien, Rash Behari Bose, verlesen werden. Im Anschluß daran wird auf dem Gelände der indischen Unabhängigkeitliga in Bangkok eine Massenversammlung aller Inder Bangkok abgehalten werden.

Verrätertreffen in Gibraltar?

Rom, 26. Januar

Die von Giraud immer noch verschobene, dann aber auf Drängen Londons angeblich für Februar angesetzte Bewegung mit de Gaulle, die jetzt bevorsteht und auf »neutralem Boden« in Gibraltar stattfinden soll, hat durch den unter gaullistischer Kontrolle stehenden Sender Brazaville eine eigentümliche Vorbereitung erfahren. Er erklärte, daß man auf amerikanischer Seite de Gaulle vorschlagen wird, den politischen status quo in Französisch-Nordafrika anzuerkennen und so die nordamerikanische Einmischung in den Gebieten des »Maghreb« (arabische Bezeichnung für die Gebiete des Islam) zu sanktionieren. In Anbetracht der gegenwärtigen Umstände, so heißt es wörtlich, die die Position de Gaulle gegenüber schwach erscheinen lassen, wird de Gaulle gezwungen, den Ansprüchen Washingtons nachzugeben. Durch diese Möglichkeit spricht Brazaville bereits die Entscheidung aus, daß de Gaulle kaum dem amerikanischen Druck gewachsen sein würde.

Der Himmelsgucker

Von Walter Bähr

»Kein Kin yü, kein Goldfisch, ist für mich stumm, nur ist ihm nicht die Gabe der Worte verliehen. Sein Schimmer und die Geschwindigkeit seiner Bewegungen sind seine Sprache, sagte der greise Wang Wei, der halb wie ein buddhistischer Mönch und halb wie ein gütiger Zauberer aussah. Bedächtig schöpfte er Wasser in eine Jadeschale.

Der junge Liu Ling, der mit ihm am Rande eines kleinen, künstlichen Weihers saß, erwiderte unlustig: »Was häßt züchtet ihr ein Leben lang unnützig Goldfische, träge Schleierschwänze und die stieläugigen Lung tsing yü, die garstigen Drachenaugen, gewinnt knapp den täglichen Reis dabei und könntet mit eurem Fleiß und eurem Wissen ein wohlhabender Mann sein?«

»Man muß nicht reich sein, um auch im Schönen und im Sonderbaren ein Nützlichkeitsdenken macht ein hartes Nützlichkeitsherz.« Dabei keicherte der Alte ein spannungsgroßes Fischchen aus dem Weher und ließ es behutsam aus dem Netz in das Jadeschale gleiten: »Ein Himmelsgucker, junger Freund.«

Augen nach oben. Sein Bruder schwimmt im Goldfischteich des Kaisers.« Ueberrascht flüstert Liu Ling zurück: »Wozu griffst ihr dem ewigen Walten in die Speichen, ehrwürdiger Vater?« Nach kurzem Schweigen hauchte Wang Wei, und ein grauer Schatten stand in seinen gefalteten Wangen: »Keiner Gegengabe halber schenkte ich dem Sohn des Himmels das, was Wunsch und Wille mir übergnädig gewährten. Öffnet euer Ohr den Worten eines Unwürdigen: Ying Ying, die mandelblaugige, gazellenfüßige Lieblingslotusbüde des Himmelssohnes, fütterte täglich die Fische im Goldfischteich ihres Vaters, begleitet vom Gongträger, der ihr den zierlichen goldenen Gong trug, womit sie ihre geliebten Schützlinge, voran meinen Himmelsgucker, zum Futterplatz herbeirief.

Einmal beugte sie sich, um ihren und meinen Liebling ganz nahe zu bewundern, zu weit über das grügraue Nephritmüerchen, das den Goldfischteich eingrenzt, der so groß ist, daß eine goldene Prachtdrachechunke auf ihm agelt, und der so tief ist, daß der Lotos an vielmetrelangen Wurzelfäden zu seinem Spiegel emporklettern muß.

Der Kaisertochter schwand das Gleichgewicht, kopfüber versank sie in die tödliche, flachdurchwimmelte Tiefe. Der Gongträger, der sonst nicht wagte, auch nur den Saum ihrer seidnen Ärmel mit seinen Blicken zu streifen, stürzte ihr nach und entwand sie mit Gefahr des eigenen Lebens dem feuchten Tod, der aus Lotoswurzeln und Schachtelhalmgestrüpp nach ihr griff. Zum Kaiser befohlen, sollte sich der Gongträger eine besondere Gnade ausbitten. Keines Wortes mächtig, stand er errötend vor dem Drachenthron, zu dessen Füßen sich die liebliche Ying

Ying erhob. »Laß mich ihm seinen Lohn ersinnen, jauchzte sie und fiel dem Gongträger um den Hals: Ich will ihn heiraten! Und so geschah es.«

»Eine Geschichte, nicht wunderlicher als manche andere auch«, nörgelte Liu Ling, »doch welchen Nutzen tattet ihr davon?«

»Keinens«, lächelte Wang Wei wese, »aber der Gongträger ist mein Sohn.«

Viertes Morgenkonzert

des Theaters der Stadt Straßburg

Das vierte Morgenkonzert am vergangenen Sonntag gab dem Straßburger Musikfreund Gelegenheit, unseren Theaterchor in seinen Leistungen an besonders dafür geeigneten Werken zu würdigen. Es ist an dieser Stelle schon öfters auf die ausgezeichnete Haltung hingewiesen worden, die der Theaterchor unter der kundigen und theatergünstigen Leitung von Chordirektor Hans Frank immer wieder an den Tag legt, wenn es gilt, in der Oper den Solorollen den chorischen Widerpart zu bieten und es darf auch hier nochmals festgestellt werden, daß wir in unserem Theaterchor einen Klangkörper besitzen, der an Geschultheit, Wohlklang, dynamischer und rhythmischer Prägung musterfülliges leistet und in der Oper als solcher auch immer wieder erfreulich in Erscheinung tritt und damit zur Rundung und zum künstlerischen Niveau der Vorstellung sein gewichtiges Teil beiträgt. In dem Morgenkonzert konnte sowohl der Frauen- als auch der Männerchor losgelöst von der Bühnenaufgabe kamercherische Aufgaben gestalten, die ihn von einer neuen und reizvollen Seite zeigten. Frisch, sicher und in Tonbehandlung wie in der Artikulation vorbildlich klangen die vier schönen a capella-Chöre für Frauenstimmen von Robert Schumann (»Waldmädchen«, »Klosterfräulein«, »Der Wasser-

mann« und »Jäger Wohlgemut«), ebenso wie die gefühltesten und mit reichen Klangschattierungen ausgestatteten Doppelchöre von Carl Prohaska, die den Abschluß des Konzerts bildeten. Der großartige Hirtenchor aus »Rosamunde« für gemischte Stimmen ließ einmal mehr das Bedauern wachwerden, daß es Schubert nicht vergönnt war, sein Opernwerk zu vollenden. Dankbare Aufgaben rhythmischer Art fand der Männerchor in dem markanten Chor »Landstreicherherberge« von Otto Siegl und eine besondere Uebersetzung brachte der Chor »Nachtbelle« von Franz Schubert, mit dem Tenorsolo, das von Toni Schabo mit einem sehr klaren, hellen und zartgeflöteten Stimmorgan gesungen wurde, eine ausgezeichnete Leistung, die den Künstler wohl befähigen dürfte, auch in der Oper einmal solistisch hervorzutreten. Drei Eichendorff-Lieder des Schweizer Othmar Schoeck ließ Eduard Decker den satten Glanz und die gewichtige Fülle seiner Stimme, die Othmar Schoecks Eigenart als geborener Lyriker und Vokalkomponist wirkungsvoll in die Erscheinung treten ließ. Zwischen den Liedwerken hörte man ein Trio für Geige, Bratsche und Klavier von Otto Siegl, für das Edmund Haerzig, Emil Kurz und Felix Prohaska ein gediegenes, tonlich kultiviertes Zusammenspiel einsetzten. Lebhafter Beifall begleitete die einzelnen Darbietungen, er galt in erster Linie Chordirektor Frank, der sich auch hier wieder als ein Meister solider musikalischer Durchdringung des jeweiligen Stoffes erwies und dem temperamentvollen Liedbegleiter am Flügel, Kapellmeister Felix Prohaska.

Hanns Reich

Wiener Staatsoper bringt Verdi-woche. Im April 1943 führt die Wiener Staatsoper eine Verdi-woche durch,

zu der schon heute die Vorbereitungen getroffen werden. Dargeboten werden Neuinszenierungen der letzten Jahre, dazu werden noch »Ein Maskenball«, »Othello« und »Macbeth« zur Aufführung gelangen. Die Wiener Staatsoper plant ferner im Rahmen weiterer Wiener Veranstaltungen Aufführungen zum Gedenken an Lamers 100. Todestag und zu Ehren des Geburtstages von Hans Pfitzner.

Eine ungarische Oper. Die ungarische Opernliteratur ist um ein neues Stück bereichert worden. Soeben wurde die Opernversion des Konstantindramas »Bizanz« des ungarischen Autors Franz Herczeg fertiggestellt. Die Musik stammt von Emil Abranyi, dem früheren Direktor der Budapest Oper. Die Erstaufführung soll noch in dieser Saison stattfinden.

Lichtenberg ins Rumänische übertragen. D. C. Amzâr bereitet die Uebersetzung eines Teiles der Lichtenbergischen Aphorismen ins Rumänische vor. Als Vorabdruck erscheint demnächst in einer führenden rumänischen Literaturzeitschrift eine Auswahl unter dem zusammenfassenden Titel »Lichtenberg über Bücher und die Kunst des Schreibens«. Von D. C. Amzâr stammt auch die Uebersetzung von Kants »Kritik der praktischen Vernunft« ins Rumänische.

Das Rumänische Nationaltheater Bukarest bereitet eine von Paul Munder-Hamburg gestaltete Inszenierung von Schillers »Maria Stuart« vor. Der deutsche Regisseur hatte bereits im November des vergangenen Jahres in Bukarest mit der Inszenierung von Gerhart Hauptmanns »Iphigenie in Delphie einen großen Erfolg.

Shakespeares »Julius Cäsar« in klassischem Arabisch wurde bei der Eröffnungsfest eines arabischen Kollegs in Geza (Türkei) aufgeführt.

Vom namenlosen Kampf deutscher Infanterie-Kameradschaft

Die tapfere Kompanie der Werkhalle 7 — Einzelkämpfer in der Schlacht von Stalingrad / Von Kriegsberichterstatter HERBERT RAUCHHAUPT

Stalingrad, 26. Januar (PK.)

Nach wie vor pfeifen auch heute noch die Granaten über die Wolga und krepieren diesseits und jenseits des Stromes, nach wie vor klinken Tag und Nacht Kampfflugzeuge ihre Bomben aus und das Trümmerfeld Stalingrad wird dabei weiter zertrümmert. Und noch immer kämpfen im Eisenhagel der Materialschlacht deutsche Grenadiere ihren schweren Kampf, der unbekannt und ungenannt bleibt, der untergeht in dem mit der alten Erbitterung tobenden Ringen und fast zu einem Nichts zermuschelt, in dem umwälzenden Geschehen unserer Tage. Nur sie wissen um die Opfer und Entbehrungen, die gebracht werden müssen.

Die Kompanie in Halle 7

Vor drei Wochen kam ich zum erstenmal zu jener Grenadierkompanie in der Fabrikhalle 7 eines Werkes. Auf 20 Meter Entfernung liegen hier unsere Stellungen dem Werkgebäude der Halle 4 gegenüber, und außerdem sichert die Kompanie auch noch den etwa 200 Meter breiten Geländestreifen zur Wolga hinab. Eine Kompanie wie nur eine Kompanie nach harten Kämpfen eben so aussieht. Das können zwangsläufig nicht mehr 150 oder 160 Mann sein, an deren Spitze ein Hauptmann steht. Wir haben uns da schon längst an andere, an bescheideneren Verhältnisse gewöhnt und sind gut damit zurückgekommen. Welch bewundernswürdige Taten auch Einheiten mit weitaus geringerer Gefechtsstärke fähig sind, dafür ist jene Kompanie in Stalingrad der schlagende Beweis.

So verfügte auch diese Handvoll Grenadiere hier trotz ihrer geringen Zahl über eine beachtliche Kampfkraft. Schließlich hat man in Hunderten von Gefechten nicht umsonst gelernt, am MG. anstatt der drei Mann Bedienung nur noch mit zwei auszukommen, die Feuerkraft bleibt trotz allem die alte, und das ist hier in der Verteidigung in erster Linie entscheidend.

Drei Wochen später sehe ich dieselbe Kompanie wieder, noch immer an derselben Stelle, in Halle 7. Man braucht die Grenadiere wirklich nicht nach dem Geschehen zu fragen, das hinter ihnen liegt. Die tief liegenden Augen in den blassen, verdeckten, unrasierten Gesichtern sprechen eine eindeutige Sprache, und auch die vielen Löcher in den Mänteln und Uniformen, von Granatsplittern gerissen, die nur gestreift haben, ohne zu verletzen, die Verbände und Heftpflaster auf so mancher kleiner Schramme sagen mehr als alle Worte. Und sieht man dann die alten Stellungen wieder, in denen nur noch einer am MG. liegt, wo vor drei Wochen noch zwei gestanden haben, dann weiß man, welche Anforderungen diese Zeitspanne an unsere Grenadiere gestellt hat.

Ablösung gibt es kaum noch

Die Abenddämmerung ist schon hereingebrochen. In demselben Keller-raum der Halle wie vor drei Wochen befindet sich der Kompaniegefechtsstand. Da ist auch noch der Leutnant, der damals den ganzen Krieg mit jener Erfahrung, fast jugendhaften Unbekümmertheit betrachtete, als könne ihn auch Stalingrad so leicht nicht erschüttern. Heute scheint das bärtige, schmutzige, und von dem ständig brennenden Holzfeuer verirrte Gesicht um Jahre gealtert, und nur aus den Augen blitzt noch dieselbe Unerschrockenheit und Energie hervor wie damals.

„Hören Sie sich das an!“ sagt er, als draußen die Wurfgeschosse einer feindlichen Granatwerferbatterie mit ohrenbetäubendem Getöse krepieren. „So geht das nun die ganzen drei Wochen hindurch, ununterbrochen. Tag und Nacht! Mit Artillerie kommen sie ja nicht über die hohen Mauern der Halle hinweg, aber mit dem Stillefeuer ihrer Granatwerfer haben sie sich genau eingekesselt. Nun, so lange wir in den Kellern sitzen, können sie von mir aus ja rumrennen, denn durch die starken Eisenplatten über uns kann nichts durch. Nur“, fügt er ernst hinzu, „viel ist von meiner Kompanie nicht mehr da, was sich hier unten im Keller etwas ausruhen kann. Alles steht fast ständig draußen auf Posten. Ablösung gibt es bei uns nämlich kaum noch.“

Zwanzig Stunden auf Posten

War die Kompanie schon vor drei Wochen der Zahl nach keine kampfstärke Kompanie mehr, so war es unvermeidlich, daß auch die Kämpfe der Zwischenzeit ihre Opfer gefordert haben. Zum Glück nur wenig Tote, in der bei weitem überwiegenden Mehrzahl Leichtverwundete, aber für jene aber, die übrig blieben, bedeutete das, den Platz des Kameraden mit auszufüllen. Denn wurde auch die Zahl der Grenadiere kleiner, so behielt doch der zu verteidigende Abschnitt die alte

Breite. Das hieß also, von 14 Stunden Posten stehen und 10 Stunden Ruhe auf 16 Stunden und acht Stunden, 17 und sieben Stunden und täglich verschob sich das Verhältnis weiter, 18 zu 6, 19 zu 5, 20 zu 4. Zwanzig Stunden täglich in der inzwischen mit schneidendem Ostwind hereingebrochenen Kälte, die auch bei Tage nicht über 10 Grad ansteigt, und nur vier Stunden Ruhe an dem Holzfeuer in einem verdeckten Kellerraum! Vier Stunden Ruhe — wenn man diesen Halbschlaf bei der alle paar Minuten zerplatzenden Gruppe der sowjetischen Granatwerferbatterie und nachts außerdem noch bei den oft in bedenklicher Nähe krepierenden Fliegerbomben wenigstens noch als Ruhe bezeichnen könnte.

Und der Leutnant und die zwei Unteroffiziere verzichten selbst auf diese vier Stunden, weil nur selten, ganz selten einmal vier Stunden hintereinander vergehen, in denen sie nicht alarmiert werden.

Kaum ist die Nacht hereingebrochen, kommt einer der beiden Unteroffiziere in den Keller gestürzt: „Herr Leutnant, sie werfen schon wieder Handgranaten!“ — „Woran ich an sich nichts ändern kann“, meint der Kompanieführer, aber er setzt doch den Stahlhelm auf und macht sich fertig. „So geht das jede Nacht, seit drei Wochen, ohne Unterbrechung!“ meint er im Hinausgehen.

Die Nervenmühle des „Unsichtbaren Krieges“

Jede Nacht ist an der Stirnseite des Gebäudes, wo unsere Posten dem in Halle 4 sitzenden Feind auf zwanzig Meter gegenüberliegen, die Hölle los: die Bolschewisten werfen durch die Fensterhöhlen unserer Halle Handgranaten herüber, immer wieder, zwanzig, dreißig, vierzig, die ganze Nacht hindurch. Unsere Posten sehen nichts in diesen Nächten, die nur in den frühen Morgenstunden von der schmalen Sichel des abnehmenden Mondes spärlich erhellt wird. Was bezweckt der Feind mit dieser Werferlei? Will er nachts angreifen? Will er nur stören, die Grenadiere nicht zur Ruhe kommen lassen? Also sicherheitsshalber, für jede Handgranate, die herüberfliegt, zwei hinüber!

Und dann schallen dumpf die Detonationen durch die riesigen Hallenbauten. Unsere Posten werfen und werfen — vierzig, sechzig, achtzig, immer das Doppelte. Kein Wort sprechen sie bei dieser schon fast mechanisch gewordenen Arbeit. „Diese verfluchte Halle!“ das ist alles, was bisweilen einmal einer halblaut hervorstößt.

In 20 Meter Entfernung sitzt der Feind

Sobald der Morgen graut, wird es zwischen den Hallen 7 und 3 ruhiger. Dann bleiben nur 20 Meter bis zur halb zerschossenen Mauer, hinter der der Feind sitzt, unheimlich, grauhaft. Hinter den unauffälligen Mauerlöchern unseres Werkgebäudes über hocken die Grenadier und lassen Minute für Minute und Stunde für Stunde kein Auge von der Wand da drüben. „Den unsichtbaren Krieg“ nennen wir diesen zermürbenden, nervenaufpeitschenden Kampf um die Ruinen und Trümmern von Stalingrad, jenes Ringen, in dem nicht das geringste vom Feind zu sehen ist und dennoch Schuß auf Schuß fällt. Unsere Grenadiere warten und warten, MG. oder Gewehr immer schußbereit. Wird drüben eine Hand oder ein Arm sichtbar, so schießt man noch nicht. Nein, man muß warten, bis sich ein Stahlhelm oder ein Gesicht hervor-

schiebt. Im unsichtbaren Krieg in Stalingrad fallen nur gutgezielte Schüsse. Bei Tage liegt der Schwerpunkt im Abschnitt der Kompanie an der Ecke der Halle 7, dort wo Stirnseite und Wolgaseite zusammenstoßen und eine Schlucht in das noch feindbesetzte Vorgelände führt. Kurz nach 9 Uhr kommt wieder einer der beiden Unteroffiziere: „Herr Leutnant, sie sind wieder in die Halle eingedrungen!“ Der Offizier eilt hinaus, diesmal mit der Maschinenpistole. Unser Posten an der Ecke der Halle kann die Schlucht nur auf wenige Meter einsehen. Der Feind nutzt diese Deckung aus, nähert sich mit 20, 30 Mann, wirft Handgranaten in das Mauerloch des Postens, und während dieser die Kompanie alarmiert, sind die Bolschewisten auch schon in der Halle.

Er geht selbst hinaus und legt sich mit hinter die Ziegelwand zu seinen Grenadiern. 14 Sprenggranaten krepieren wenige Meter über und neben ihm. Aber er bleibt! Die Grenadiere aber sehen das Beispiel, das er ihnen gibt. Es richtet sie auf, obwohl die Nerven zu zerspringen drohen, es reißt sie mit, treibt sie zum Aushalten an. Und alle bleibet! Mehrmals werden sie halb verschüttet und müssen sich aus den Ziegelsteinen und Trümmern der geborstenen Mauer herauswühlen. Und als diese fast umgibt ist, schießt der Feind mit Kopfgrenaten hoch oben den Eisenträger in Fetzen, bis schließlich auch noch das obere Mauerwerk, Eisenteile und ein Stück Dach, herabstürzen.

Tag und Nacht nichts als Kämpfe, Opfer, Entbehrungen

Mauer wegzugehen! Gleich die ersten Angreifer werden von einer MG-Garbe niedergemacht. Die anderen kehren eilig in die Deckung der Schlucht zurück. Das war der dritte sowjetische Einbruchversuch an diesem Tage — abgewehrt von einer Handvoll Grenadiere.

„Sechs Mann Verstärkung“ Und wieder bricht die Nacht herein, die 21. im Werk. Beim Kompaniegefechtsstand treffen sechs Panzerjäger ein. Der Leutnant nimmt die Meldung entgegen. „Was, so etwas gibt es noch?“ fragt er erstaunt. „Sechs Mann zur Verstärkung der Kompanie? Donnerwetter, wann haben wir so was mal gehabt! Da kann ich ja direkt meinen Abschnitt wieder besetzen!“ Draußen aber bei den Grenadiern fliegt es von Posten zu Posten: Sechs Panzerjäger, infanteristisch eingesetzt, kommen als Verstärkung! Ganz sechs Mann — und doch gibt das schon wieder neuen Auftrieb. Damit lassen sich schon einige Lücken schließen. Und die vier Stunden Ruhe, die ab heute hätten wegfallen müssen, können auf diese Art auch beibehalten werden.

Im Keller des Kompaniegefechtsstandes sitzen die zwei Unteroffiziere, um sich ein wenig aufzuwärmen; denn draußen sind schon wieder 15 Grad Kälte, und Ruhe gibt es für sie ja nicht. Sie sind heute beide verwundet worden, der eine durch einen Splitter im linken Unterarm, der andere durch einen herabstürzenden Ziegelstein am Hals. Es sind leichte Verwundungen, aber immerhin so, daß beide zurück zum Truppenverbandesplatz gehen könnten.

„Nein, Herr Leutnant“, sagt der eine, „ich habe mich vom Sanitäter verbinden lassen, das genügt. Ich gehe nicht zurück.“ Der Kompanieführer stellt ihnen frei, was sie tun wollen. „Nein, Herr Leutnant“, sagt der andere Unteroffizier, „die Nacht über werfen sie ja doch wieder Handgranaten und morgen versuchen sie wieder einzubrechen. Was soll denn aus der Kompanie werden, wenn wir jetzt auch noch gehen?“

Die Offiziere springen ein Die Unteroffiziere bleiben. Nur wenige Minuten wollen sie noch an dem wärmenden, flackernden Holzfeuer sitzen, zumal es nach der Abwehr des feindlichen Vorstoßes draußen vorübergehend still geworden ist. Nur einige Minuten — aber da hat sie auch beide schon die Müdigkeit übermannt, und beide sind eingeschlafen. Das erste Mal seit fünf Tagen. . . Der Leutnant läßt ihnen diese kurze Ruhe. Er bringt es nicht übers Herz,



Handvoll Grenadiere rücken in eine vorgeschobene Stellung. #PK.-Aufnahme Fritsch (Sch.).

Die Handvoll Grenadiere setzt zum Gegenstoß an. Hinter den großen Stapeln unverbauter Metallbarren werfen sie ihre Handgranaten hervor, ohne selbst sichtbar zu werden. Maschinengewehrgarben peitschen dem eindringenden Feind entgegen. Aus kürzester Entfernung feuern die Grenadiere ihre gezielten Gewehrschüsse auf die Bolschewisten ab. Das geht so hin und her. 30, 40 Minuten lang. Drüben schreien die Verwundeten des Feindes. Viel scheint nicht übrig geblieben zu sein von dem eingedrungenen Trupp. Die Maschinenpistole im Anschlag geht der Leutnant an der Spitze seiner Grenadiere vor. Einige der struppigen, erdbraunen Gestalten werden überwältigt und gefangen genommen. Die Kompanie besetzt die alten Stellungen.

Heute tut sich jedoch erstmalig noch eine weitere Schwierigkeit auf. Von einer kleinen Anhöhe, wenige hundert Meter vor der Halle, nach auf dem diesseitigen Wolgaufer schießt eine sowjetische 7,62-Zentimeter Pak herüber. Sobald drüben das Mündungsfeuer aufblitzt, werfen sich die Posten hinter ihren Mauerlöchern in Deckung. Ueber ihnen schießt der Feind die Wand der Halle zusammen, ganz systematisch, von rechts nach links. Sofort sind unsere schweren Granatwerfer feuerbereit. Gleich die ersten Einschläge liegen genau bei dem sowjetischen Geschütz. Drüben springt die Bedienung in Deckung, der Beschuß hört auf. Aber als unsere Granatwerfer das Feuer einstellen, schießt der Feind weiter. Schuß um Schuß, alles auf unsere Mauer.

Diese Einbruchversuche unternimmt der Feind täglich, immer zwei- oder dreimal. Sogar seine festen Zeiten hat er dafür. Die Grenadiere kennen das schon. Als es wenige Minuten vor 12 Uhr ist, meint der Leutnant: „Jetzt müßten sie allmählich wiederkommen.“ Und es vergeht keine Viertelstunde, als abermals wüster Gefechtslärm durch das Werkgebäude hallt und die Bolschewisten zum zweitenmal hinausgeworfen werden.

Der Leutnant hält den Pakbeschuß für Feuertorbereitung und rechnet mit einem feindlichen Angriff größeren Ausmaßes. Jetzt wird es kritisch; denn von den Posten sind wieder einige verwundet worden, weniger durch Splitter, sondern vorwiegend durch die herunterprasselnden Ziegelsteine, alles leichte Fälle. „Daß mir jetzt bloß keiner von seinem Platz wegläuft“, sagt er, „und wenn sie uns die ganze Mauer über dem Kopf zusammenschießen!“

Das Hohelied der Kameradschaft

Wie soll man diese unermüdlichen Leistungen unserer Grenadiere richtig würdigen; dieses unermüdliche Postenstehen in Wind und Wetter, auf 20 Meter dem Feind gegenüber, die aufreibenden Gegenstöße, dieses zähe Aushalten im Granathagel der Materialschlacht, die den einzelnen Menschen zu verschlingen droht. Es ist die Kameradschaft in ihrer letzten und unerbitlichsten Form.

Kameradschaft, die nur noch schwere Stunden kennt, der Leutnant, der — selbst todmüde — wacht, damit seine Unteroffiziere schlafen können, der Grenadier, der seinen Nebenmann aufrechter und mitreißt, wenn diesem die Nerven zu zerspringen drohen, und sie alle, die Handvoll Grenadiere, die nicht nur ihren Platz ausfüllen, sondern gleichzeitig den Dienst von zwei, drei anderen versehen, die der Krieg von ihrer Seite gerissen hat — das alles ist Kameradschaft in ihrer höchsten Bewährung, erschütternd und erhebbend zugleich.

Unwillkürlich muß man, wenn man dies alles miterlebt, an einen Spruch denken, den man irgendwann, früher einmal, gelesen und als gut befunden hat, und dessen wahren und letzten Sinn man doch jetzt erst richtig erfährt: Wenn einer von uns müde wird, der andere für ihn wacht, wenn einer von uns zweifeln will, der andere gläubig lacht, wenn einer von uns fallen soll, der andere steht für zwei, den jedem Kämpfer gab ein Gott den Kameraden bei. Was in diesen Zeilen steht, ist hier lebendige, bitterste Wahrheit, ist in die Tat umgesetzt worden hier in der Hölle von Stalingrad. Von einer Handvoll deutscher Grenadiere. . .

Totale Mobilisierung der Kraftreserven Europas

Richtungweisende Rede des Reichswirtschaftsministers — Arbeitsreserven werden ausgeschöpft

Berlin, 26. Januar Reichswirtschaftsminister Funk hielt vor der Deutschen Akademie eine richtungweisende Rede, in der er sich mit den wirtschaftspolitischen Problemen in der gegenwärtigen entscheidenden Phase des Weltkriegen beschäftigte. Die Anforderungen der Kriegführung an die Wirtschaft, so erklärte der Minister, würden in den kommenden Monaten noch weiter steigen. Doch habe die deutsche und europäische Wirtschaft genügend noch unerschlossene Reserven, um dem Appell zur totalen Mobilisierung aller Kräfte für die endgültige Auseinandersetzung Folge leisten zu können.

In großen Zügen verglich Reichswirtschaftsminister Funk das kriegswirtschaftliche Potential der Dreiermächte mit dem der Gegner, um zu positiven Schlussfolgerungen für uns zu gelangen. Besitzt doch die deutsche Wirtschaft noch beträchtliche Kraftreserven, die bislang wenig angetastet wurden. Das gilt vor allem für die Arbeitsreserven, auf die der Reichswirtschaftsminister hinwies: Die Arbeitsreserven in den besetzten Ländern wie in den weniger wichtigen Gewerbebezügen innerhalb des Reichsgebietes. Es mag auch für viele eine Überraschung sein, wenn sie hören, daß der Einsatz der deutschen Frau heute niedriger ist als zu Beginn des Krieges, so daß auch in die-

sem Sektor noch wesentliche Kräfte freiliegen. Darüber hinaus gibt es Reserven im Arbeitsprozeß selbst. Die Verbesserung der Produktionsapparate wird stets zur Einsparung von Menschen und Materialien führen. Seit der Schaffung der großen industriellen Lenkungsgebiete ist bekanntlich auch die Handhabung gegeben, die Betriebsgeheimnisse untereinander auszutauschen. Die zuständigen Stellen haben die erforderlichen Befugnisse zum Teil bereits durch einen Erlass des Reichsmarschalls, zum anderen durch Anordnungen des Reichswirtschaftsministers von Mitte Dezember erhalten. Auch auf diesen bedeutsamen Faktor unserer Kriegswirtschaft wies Reichswirtschaftsminister Funk hin, um hinzuzufügen, daß die Wirtschaft die an sie gestellten Anforderungen auf dem Gebiet der Rüstungsindustrie erfüllt habe.

Es war aber in keiner Weise der Sinn der Rede des Reichswirtschaftsministers, einer billigen Zufriedenheit zum Ausdruck zu verhelfen. Im Gegenteil, der tiefe Sinn seiner Ausführungen war, die geistige Vorbereitung zu neuen Leistungssteigerungen zu schaffen. Erleichtert wird dieses Vorhaben durch den Ausbau der Rohstoffbasen der Dreiermächte. Man kennt die amerikanischen Berechnungen, die im höchsten Maße günstig für

die Wirtschaftsgemeinschaft Ostasien-Europa sind; aber auch in diesem Falle kann keine Selbstgenügsamkeit und Bequemlichkeit Platz greifen. Vielmehr versucht der Minister auseinanderzusetzen, daß die Hemmnisse, die etwa einer weiteren wirtschaftlichen Verflechtung des Kontinents im Wege stehen, beseitigt werden müssen.

In dieser Hinsicht wird auch der Südosten noch mancher Beitrag leisten können, da er ebenfalls noch über verschiedene Leistungsreserven verfügt. Erforderlich ist allerdings, daß die Länder Europas mit aller Kraft eine Erschütterung ihres Preisniveaus vermeiden. Erneut erklärt der Reichswirtschaftsminister die Bereitschaft Deutschlands, an diesem Werke der Kaufräufhaltung im europäischen Südosten mitwirken zu wollen. Für alle europäischen Staaten ist die Lenkung und Stabilisierung der Kaufkraft eine Aufgabe, die zu den Kriegsnöten gehört, denn nur so kann erhöhte wirtschaftliche Kraft entfaltet werden.

Europa ist heute noch beträchtlich weit von dem vollen Ausschöpfen seiner Produktionsreserven entfernt. Die neuen Anforderungen, die im weiteren Verlauf des Krieges an uns herantreten, können also durchaus erfüllt werden.

Vollkornbrot-Preis Ausschreiben

Karlsruher Arzt wurde Sieger
Der Reichsvollkornbrotausschuß hatte folgende zwei Preis Ausschreiben herausgegeben:
1. Hat das E-Vitamin auch für den Menschen Bedeutung als Fruchtbarkeits-Vitamin?
2. Die Bedeutung des Fettes im Roggenkeim und die seiner Begleitstoffe (Phosphatide, Vitamine usw.) im Rahmen der Ernährung des Menschen mit anderen Fetten.

Auf Grund der Gutachten von hervorragenden Fachleuten wurde der Preis von 2000 RM. Dr. med. Roth, Karlsruhe, zuerkannt. Das Thema der zweiten Arbeit fand keine Bearbeitung und wird hiermit als Preisgabe erneuert gestellt. Einreichungstermin 31. Dezember 1943. Der Preis von 2000 RM. bleibt für die zweite Arbeit bestehen.

Deutsches Genossenschaftsrecht im Elsaß

Bis zum 30. Juni 1943 muß die Umstellung erfolgt sein
Nachdem bereits am 1. Januar 1942 durch die Verordnung über die Einführung handelsrechtlicher Vorschriften im Elsaß im wesentlichen das deutsche Aktiengesetz und das Gesetz betreffend die Gesellschaften mit beschränkter Haftung im Elsaß eingeführt worden ist, hat nunmehr der Chef der Zivilverwaltung im Elsaß, Gaultier und Reichsstatthalter Robert Wagner, eine Verordnung über die Anpassung an das deutsche Genossenschaftsrecht vom 4. Januar 1943 erlassen. Nach dieser Verordnung können sich Vereinigungen und Kapitalgesellschaften des bisherigen Rechts, die nach ihrem Zweck und Aufbau als genossenschaftliche Unternehmungen anzusehen sind, bis zum 30. Juni 1943 durch Beschluß der Generalversammlung dem deutschen Genossenschaftsrecht unterstellen. Diese Bestimmung gilt nicht für Unternehmen, die sich zur Zeit des Inkrafttretens der Verordnung bereits in Abwicklung befinden. Der entsprechende GV-Beschluß bedarf einer Zwei-Drittel-Mehrheit der abgegebenen Stimmen. In dem Beschluß ist die Satzung der Genossenschaft festzulegen und darüber Bestimmung zu treffen, wie die bisherigen Kapitalanteile auf Geschäftsanteile der Genossenschaft sind der erste Vorstand und der erste Aufsichtsrat der Genossenschaft zu bestellen. Nach der erforderlichen Genehmigung des Beschlusses durch den Chef der Zivilverwaltung hat der Vorstand die Genossenschaft zur Eintragung in das Genossenschaftsregister anzumelden. Von der Eintragung an gilt für die Genossenschaft und ihre Mitglieder das deutsche Genossenschaftsrecht.

Ein zweiter Rhein - 100 Meter unter der Erde

Merkwürdigkeiten um den Strom - Der unsichtbare Fluß viel wasserreicher als der oberirdische

Fachleute haben berechnet, daß der Rhein innerhalb 24 Stunden rund 100 Millionen Kubikmeter Wasser an den rheinischen Städten vorbeiführt. Die Gesamtwassermenge des Stromes liegt bei Milliarde Kubikmeter. Diese Zahlen muten phantastisch an, beruhen aber auf einwandfreien Berechnungen. Jedoch erscheinen sie klein im Vergleich zu den Wassermengen, die der „unsichtbare Rhein“, der Grundwasserstrom, führt. In mächtiger Breite zieht er mit dem sichtbaren Strom zusammen von Süden nach Norden.

Geschwindigkeit: höchstens 17 m täglich
Gespeist wird dieser unterirdische Strom durch Niederschläge, durch Bäche und unterirdische Wasserläufe. Seine Sohle bilden in einer Tiefe von etwa hundert Metern die undurchlässigen Tonsschichten, die tief unter den Kirtären und diluvialen Ablagerungen liegen. Kies, Sand und Braunkohlengläser haben diesen unterirdischen Rhein bis heute nicht aufhalten oder hemmen können. Die Geschwindigkeit dieses unsichtbaren Flusses ist naturgemäß sehr gering und hält natürlich nicht Stand mit dem Tempo, das der Rhein selbst vorlegt, obwohl auch dieser kein schneller Geselle ist, sondern verhältnismäßig gemäßlich seines Weges zieht. So hat man ausgerechnet, daß der Rhein in der Stunde etwa 3 bis 5 Kilometer zurücklegt. Zu Zeiten des Hochwassers allerdings wird er bedeutend temperamentvoller und mitunter sogar recht ungemütlich, besonders dann, wenn seine Wasser sich gelb und schmutzig-grau färben, und den Menschen das Wasser in die Keller steigt. Dann erreicht der Rhein eine Geschwindigkeit von 6 bis 8 Kilometer in der Stunde. Der Grundwasserstrom dagegen fließt in Klüften mit einer Geschwindigkeit von 17,4 in Sandablagerungen...

des Rheines laufen weit über Koblenz hinaus nebeneinander her und denken nicht daran, sich zu „vermählen“. Und wenn man die Wasserbauschverständigen einmal fragt, dann werden sie dem Laien erklären, daß sich selbst in Köln noch das Moselwasser deutlich von dem des Rheines abhebt. Diese bemerkenswerte Tatsache beruht auf den verschiedenartigen erdigen Beimischungen der Mosel und natürlich auch des Rheines, der in Wirklichkeit einen langen Weg braucht, um die Wasser der Mosel vollends mit dem eigenen zu vermischen.

Austausch über 1500 km hinweg

Aus der Jahresarbeit in den badischen Patenschaftskreisen des Ostens

Wiederholt haben wir vom Einsatz von BDM-Führerinnen in den Patenschaftskreisen unseres Gaues im deutschen Osten, und zwar in den Kreisen Krotoschin und Gostingen im Warthegau und dem Kreis Neumark in Westpreußen, von den Sammlungen für die dortigen deutschen Umsiedler und auch von dem Auftreten von führenden Männern aus diesen Kreisen bei Kundgebungen und Vorträgen in großen Städten unseres Gaues gehört.

Dieser Austausch des äußersten Südwesten nach dem Nordosten des Reiches wird ständig fortgesetzt und vertieft. Die Umsiedler spüren, daß Tausende von Volksgenossen da unten in ihrem Fortkommen Anfang trotz Krieg an nützlichen Dingen des täglichen Bedarfs und idealen Gütern beisteuern, was sie nur vermögen. An Säuglingsausstattungen für Tagesheimstätten, Spielsachen, Jugendschriften, Sportgeräten, Lehr- und Lernmitteln, Musikinstrumenten, Motoren, Lederbüchern, Einrichtungsgegenständen, Bildern, Bildwerfern, Wäsche und Kleidern sind Hunderte und Tausende von Einzelstücken für unsere drei Patenkreise gespendet worden; an Hausgeräten vor allem Geschirre, an dem es anfangs besonders empfindlich gemangelt hat, sind allein annähernd 58 000 Stück zusammengelassen. Im Laufe des Jahres haben 117 badische und elsässische BDM-Führerinnen einen vierwöchigen, erlebnisreichen Ost-Einsatz im Kreis Gostingen mit der Leitung des Kreises Gostingen mit der Aufsicht über die Patenkreise in der Ost- und Westpreußen durchgeführt. Auch im Elsaß ist das Interesse für den deutschen Osten ständig im Wachstum, wie die Meldungen von Lehrern und Lehrerinnen beweisen. Während ihrer Ferien waren verschiedene Lehr-

kräfte und Krankenhauspersonal bis zu acht Wochen in den Patenkreisen. Sehr willkommenen Gästen waren die Jungen und Mädchen der HJ-Spielschar La Har, die auf Dorfgenossenschaftsabend deutsche Lieder erklingen ließen. Die oberrheinische Hitler-Jugend hat von den durch sie zu Weihnachten gebastelten Spielsachen einen ansehnlichen Teil für die Siedlerkinder abgegeben. Besuche von Sachbearbeitern für die Patenschaftsarbeit wurden durch Gelegenheitsbesuche führender Männer der Ostkreise erwidert. So sprachen der Kreisleiter und Landrat von Krotoschin sowie andere führende Persönlichkeiten im April v. J. in 16 badischen und elsässischen Städten.

An dieser Stelle sei noch vermerkt, daß im vorigen Jahr von seitens des Vereins für das Deutschtum im Ausland (VDA) auch die Fühlung mit den volksdeutschen Dörfern bei Odessa aufgenommen wurde, die die Namen badischer und elsässischer Orte tragen.

Eine oberelsässische Lehrstätte für Graphiker

Ausbildung und Erweiterung an der Gewerbeschule Mülhausen

Der fachlichen Gewerbeschule Mülhausen, die vor mehr als Jahresfrist eine Lehrwerkstätte für das Kraftfahrzeuggewerbe angegliedert erhielt, wurde nunmehr eine zweite bedeutungsvolle Ausbildungsstätte übergeben, nämlich eine moderne und schönsteingerrichtete Lehr- und Übungsstätte für das graphische Gewerbe. Sie dient als Berufsschule sowohl für die Ausbildung der Lehrlinge wie auch für die Weiterbildung der Erwachsenen in Abendkursen der Deutschen Arbeitsfront.

Wie Gauaufseher Groshans-Karlsruhe bei der Eröffnungsfest-

feier erklärte, soll diese Schule durch verbesserte und vielseitigere Ausbildungsmöglichkeiten dazu beitragen, das graphische Gewerbe im Elsaß auf den Leistungsstand des Altreichs zu bringen. Reichshauptstellenleiter Heyden vom Fachamt Druck und Papier in Berlin legte die mannigfachen Aufgaben des graphischen Gewerbes dar. Die von dem Gewerbe gefertigten Drucksachen seien die Visitenkarten der Firmen und auch das Elsaß an der Pfadstraße vom Westen nach Mitteleuropa, müsse auf diesem Gebiete in qualitativer und geschmackvoller Hinsicht Vorbildliches leisten.

Oberrägermeister Schmidt von der Abteilung Erziehung, Unterricht und Volksbildung beim Chef der Zivilverwaltung, der die Schule in die Obhut von Gewerbeschuldirektor Herter übergab, unterstrich in seiner Ansprache, daß durch eine verständnisvolle Zusammenarbeit zwischen der Schule und den Betrieben die Möglichkeit gegeben sei, nunmehr die Lernenden zu wirklichen Höchstleistungen zu bringen. Die mit Spezialmaschinen der verschiedensten Typen sowie Schnellpressen, Teigeln und Schneidemaschinen ausgestatteten schönen und praktischen Übungsräume würden weiterhin durch modernste Maschinen vervollständigt. Direktor Herter übernahm die Lehrstätte in seine Leitung mit dem Gelöbnis, seine ganze Kraft in den Dienst der Schule zu stellen. Schriftsteller Ernst Sutter entwickelte abschließend den anwesenden Schülern und Schülerinnen in beredten Worten an den Beispielen Gutenbergs und anderer hervorragender Männer des Faches die gestellten Aufgaben, die im Größten wie im Kleinsten gelöst werden müßten.

Tagung der oberrheinischen Gas- und Wasserfachmänner

Die neue Berufsordnung für Versorgungsbetriebe bringt den Leistungslohn

Auf einer Arbeitstagung des Fachverbandes des Vereins von Gas- und Wasserfachmännern des Bezirks Baden-Elsaß in Straßburg, sprach nach Begrüßungsworten des zuständigen Straßburger Dezernenten, i. K. Beigeordneten Bürgermeister Dr. R. Kueber, der Reichsfachgruppenleiter der DAF, Fachamt „Energieverkehr-Verwaltung“, Gübel-Berlin, über den Leistungskampf der Gas- und Wasser-Versorgungsbetriebe und die neue Berufsordnung. Nach einem Hinweis auf die Entwicklung der Gasversorgung betonte der Redner, daß bei aller Würdigung der großen technischen Probleme im Mittelpunkt des Ganzen doch der Mensch stehen müsse und bracht in diesem Zusammenhang die Richtlinien des Leistungskampfes nahe. Für die besondere Wertung der Gemeinschaftsleistung, in der der Betriebsführer ein ständiges Vorbild sein müsse, vermittelte der Redner eine Fülle wertvoller Anregungen aus der Praxis.

Uebrigens soll, um die Berufsvorbereitung schon unter den jungen Volksgenossen zu fördern, nunmehr auch der kaufmännische Lehrling eine Zeitlang im blauen Arbeitsanzug an der Hohlbank oder mit der Feile an der Werkbank stehen. Nachdem in diesem Jahre die Berufsordnung verwirklicht sein werde, würde schließlich der Leistungslohn auch in den Versorgungsbetrieben Eingang finden. In einem Vortrag über nationale Wasserwirtschaft kam Stadtbaurat Dr. Daur-Pforzheim auch auf die Wasser-Versorgung zu sprechen. Dem Volke müsse jederzeit Trinkwasser in einwandfreier Beschaffenheit und genügender Menge zur Verfügung gestellt werden. In diesem Zusammenhang behandelte der Vortragende auch die Bereitung von Trinkwasser aus Flußwasser, den sogenannten Kreislauf „Trinkwasser - Abwasser“. Es müsse in Zu-

kunft als eine Anstandsspflicht der Volksgemeinschaft gegenüber verlangt werden, die Abwasser nur noch in einem solchen Zustand in den Wasserkreislauf zurückzugeben, daß sonstige Nutznießer nicht durch den eingeleiteten Schmutz angewidert oder gar geschädigt werden. Es handle sich also nicht nur darum, mit Hilfe der hochentwickelten Technik einwandfreies Trinkwasser herzustellen, sondern auch auf die Aesthetik der Wassergewinnung und die geschmackliche Empfindung Rücksicht zu nehmen.

Nachdem der Bezirksstellenleiter der Zentrale für Gas- und Wasserversorgung, Obering. Franke-Karlsruhe, auf die Bedeutung der Energie-Sparaktion hingewiesen und der Erfahrung vermittelte hatte, schloß Bezirksleiter Oberbaudir. Dipl.-Ing. Eglin-Karlsruhe die aufschlußreiche Arbeitstagung mit dem Führergruß.

Liebe

ROMAN VON PAUL BERTOLDY
Urheberrecht: Paul List Verlag, Leipzig.

64. Fortsetzung
Von ihrem Platze aus überschauten sie, ungestört, und für sich, das vielgestaltige Treiben, die lachenden Tischrunden, die erhobenen Bierkrüge, aneinandergelagerte verschwitzte und zerzauste Pärchen, klotzig hockende Trinker, selbstbewußt tröhnende Bäuerinnen, verschämt auftauende alte Weiber mit vorsintflutlichen Kapothütchen, zwischen den Tischen sich tummelnde Kinder, großsprecherische Burschen, kühn um sich blickende Förster, schnippisch tuende Dienstmädchen, ungeniert derbe Bauerndirnen, dieses bunt bewegte Meer der ausgelassenen Lebensfreude mit seinem Gemurre und Gelächter, seinen Witzworten und ausbrechenden Schreien. Ein würziger Duft nach Braten und hausgemachten Würsten durchzog den Raum, Teller plapperten und erinnerten die beiden Verliebten an den eigenen Hunger. Sie saßen Seite an Seite mit dem Rücken gegen die Wand und machten sich auf alles Bemerkenswerte aufmerksam, indem sie sich zu überboten suchten, in jedem Gesicht, jeder Geste mit ihrem durch die Liebe geschärften Blick das Besondere herauszufinden.

gleich voller Neid auf die Glücklichen, an deren Glück ich kein Teil hatte. Vielleicht saß ein hübsches Mädchen mit am Tisch, das mich, mit seinem Reden, seiner Art und sogar seiner Schönheit immer mehr enttäuschte, denn meine Vorstellung von dem Mädchen übertraf stets die Wirklichkeit. Nun konnte es nicht fehlen, daß ich wortkarg und verdrossen wurde und zuspitzte oder spöttischen Redensarten Anlaß gab, bis ich in einer Art Selbstzerfleischung das Ganze unendlich fand und mich als bald poltern oder stillschweigend mit dem Gefühl des Ausgestoßenseins davonmachte. Sie lachte, den Kopf vor Vernünftigen schüttelnd, mit blanken Augen. Sie tranken neuen Wein, auch so eine Gottesgabe, die Gott und die Menschen doppelt lebenswert macht, und der Dampf der Würste und des Sauerkrauts, die mittlerweile eingefroren waren, vollendete, was es in dieser Beziehung noch zu vollenden gab. Sie stießen an, sich tief in die Augen sehend, und Richard trank sein Glas bis zur Neige. »Man kann trinken aus krankhaftem Bedürfnis, sich zu betäuben«, sagte er, Dora ein Stück Kesselfleisch auf den Teller legend, »man kann trinken aus Kraftüberschuß, man kann es auch einmal tun, um der Versuchung zu entgehen, ein Mädchen zu verführen. Wenn ich es heute tue, so geschieht es aus diesem Grund.« »Ich denke eher, daß die Trunkenheit dazu verleitet«, entgegnete sie ein Stückchen Speck zwischen die Lippen schiebend. »Das hängt ganz von ihrem Stadium ab«, sagte er, eine dicke Wurst in Angriff nehmend, »ich werde es, wenn ich Gefahr ahne, nicht beim ersten bewenden lassen. Wenn mir hund-

elnd ist, werde ich mich moralisch noch als Held fühlen.« »Du sprichst, als ob ich in der Sache nur willenloses Objekt wäre. Lieber, sagte sie mit schmachtdend schmeichlerischem Ausdruck, ein Stückchen Kartoffel selbstvergessen aufgespießt haltend. »Habe ich bei dieser Verführung nicht auch einiges zu sagen?« »Ach Liebchens, seufzte er zärtlich, eine Portion Sauerkraut auf die Gabel schiebend, »stühst du nicht, wie wir zueinander stehen? Unsere Gedanken sind gleich unsere Gefühle sind gleich nicht auch sein. So wie unsere Körper unter der Macht der Musik in jedem Impuls sich bewegen, so tut es unser Begehren unter der Macht des Blutes.« »Daß es doch solche verhängnisvolle Dinge geben muß!« sagte sie wehmütig, das Stückchen Kartoffel essend. »Es ist nicht unsere Schuld, Lieber, entgegnete er, der widerspenstigen Wurst nachdrücklich zu Leibe rühend. »Die Natur hat es so eingerichtet, um die Menschheit vor dem Aussterben zu bewahren.« »Und das sollen wir beläde büßen!« »Ja, es ist schändliche, konstatierte er, die Wurst mit seinem stumpfen Messer wie mit einem Geigenbogen bearbeitend. »Aber ein Genuß wird das sein, die Wurst natürlich, das Wasser läuft mir schon im Mund zusammen. Nur könnte man meinen, der Teufel stecke in ihr.« »Du sollst sie nicht so grausam auf dem Teller wälzen! Das sieht ja aus wie ein Mord. Da sie an den Enden zugebunden und prall voll Brüste ist, riskierst du noch eine Explosion.« »Wenn die Schnüre nicht so kurz wären, würde ich sie aufbinden und

durchblasen wie ein Blasrohr. Das wäre die humanste Art.« »Vielleicht kannst du sie anstecken, aber kurz und kraftvoll, weil die Gabel gar stumpf ist.« Ein Hieb, ein Krach! »O je! Siehst du, das habe ich mir gedacht, daß sie mir auf den Schloß springt. Und der Teller hat wohl einen Riß. Aber warte nur, Ausreißer, jetzt ist es um dich geschehen.« Er rollt sie erbittert zwischen Gabel und Messer auf dem Teller, sucht sie mit Gewalt in der Mitte zu durchschneiden. Sie wird in dieser Stelle durchsichtig dünn, aller Inhalt entweicht nach den Seiten, die sich ballonartig aufblähen, so daß sich Dora in Erwartung einer Katastrophe weit zurückbeugt. Aber die Wurst widersteht allen Anstrengungen. »Ich werde sie an die Tischkante, an die Wand schlagen oder mit dem Absatz darauf treten, bis sie platzt, knirscht er, wild um sich sehend. »O Richard, es graust mir vor dir. So sieht ein Mensch aus, der einen andern umbringen will. Hast du denn gar keine menschliche Regung?« »Man könnte sie mit einem Zündhölzchen aufzünden oder mit einem Revolver ein Loch in sie schießen oder sie bis zum Zerreißen auseinanderziehen oder — heiße, was sehe ich da — du könntest sie mit einem deiner spitzen Eckzähne aufknabbern. Welch süßer Liebestod für sie!« Sie stecken die Köpfe über dem hartnäckigen Problem zusammen. Und sie tat es, sie nimmt die Wurst mit Daumen und Zeigefinger an den Enden und beißt sie vorsichtig auf. Dabei erinnert sie sich, daß ihr Messer ja scheidet, und er, daß er ein spitzes Taschenmesser bei sich trägt, so daß die Wurst

ihrem Schicksal nicht entgeht, durchtrennt und zwischen ihnen geteilt wird. Sie nimmt den Weg alles Irdischen; eine Blutwurst, die sich willfähriger zeigt, folgt ihr nach, von Fleisch und Speckstücken trabanthaft begleitet. Bald ist der Kampf beendet, das Schlachtfeld verödet, die leeren Platten trägt eine dienstbare Maid ab. Die Blechmusik feiert noch, sitzt biertrinkend im Kreis von Freunden. Man hat noch Zeit, die Welt vom Standpunkt geistiger Beschaulichkeit zu betrachten. Der Wein rieselt in den Gläsern, Doras Lippen sind feucht von ihm, sie lacht jeden Augenblick, verliebt, selig, trunken. Die Musik setzt in diesem Moment ein, ein Schatten taucht vor ihnen auf, ein junger stutzerhafter Förster schnarrt ein hochmütiges »Gestatten Sie! zu Richard und verbeugt sich wehmütig vor Dora. Sie schüttelt abwendend den Kopf, indem sie wie hilflos nach Richard schaut. Er lächelt ermunternd: »Warum denn nicht? Hast du keine Lust?« Sie erhob sich, verirrt und zögernd, und nahm den Arm ihres gut gewachsenen Kavalliers. Sie setzten sich in Tanzschritt, an der Peripherie des Saales sich haltend, der Förster sprach mit verbendem Ausdruck auf Dora ein, sie lächelte immer, die warm glänzenden Augen in nach Richard gewandt, als wolle sie ihm ihre Not klagen oder ihn ihrer Treue versichern. Obwohl sie sich lässig und voller Zurückhaltung gab, war der eigentümliche Reiz ihrer Gestalt, deren Vollkommenheit jede ihrer Bewegungen noch mehr zur Geltung brachte, noch ausgeprägter in dieser wehenden Beschränkung, die etwas Adeliges besaß. (Fortsetzung folgt)